

Man wird schwerlich eine andere Religion finden, wo einer sich Gott gegenüber solch einen Ton erlauben darf, wie in der Lesung der Prophet Habakuk: „Wie lange, Herr, soll ich noch rufen und du hörst nicht? Ich schreie zu dir: Hilfe, Gewalt! Aber du hilfst nicht.“ Gott wird mit einer Freimütigkeit angesprochen, die beeindruckend ist. Das ist typisch jüdisch und gehört zu den Genen unseres Glaubens, wo von beiden Seiten Klartext gesprochen wird. Aber wie kommt Israel dazu und wie reagiert Gott darauf?

Israel hat entdeckt, was früher oder später viele alte Religionen erkannt haben: Der Ritus und das Gebet, Opferkult und religiöse Praktiken haben keinen direkten Einfluss auf die Welt. Zwischen einem Tieropfer und dem Wohlergehen der Familie oder des Volkes besteht kein Zusammenhang. Gott kann man offenbar nicht überreden, zu einem Handeln bewegen und schon gar nicht bestechen.

In Israel führte aber diese nüchterne Frage: „Wo bleibt denn Gott?“ – weder zum Atheismus noch zu irgendwelchen geheimnisvollen magischen Zaubereien. Denn die Haupterfahrung im Judentum war nicht, dass der Mensch schreit und Gott hört, oder nicht hört, sondern, dass Gott ruft und der Mensch hört bzw. nicht hört. „Wo ist denn Gott?“, – so fragen in den Augen der Juden bloß die Heiden. Ein Jude fragt: „Wo bist Du?“ So wird eine nahestehende bekannte Person angesprochen.

Diese vertrauensvolle Redeweise, dieses vertraute Verhältnis zu Gott versteht und praktiziert Israel als gegenseitig; um diese Beziehung gruppiert sich die gesamte gläubige und ungläubige Geschichte des Gottesvolkes. Es entspinnt sich ein Dialog, den Gott schon mit der Schöpfung beginnt, bevor er Abraham anredet und auf einen unbekannten Weg führt. Dabei lernt Israel, dass man den miserablen Zustand der Welt nicht Gott in die Schuhe schieben kann; das Erstarken des Bösen kommt nicht von Gottes Unvorsichtigkeit und Oberflächlichkeit, sondern geht auf das Konto des Menschen: „Wer nicht rechtschaffen ist, schwindet dahin, der Gerechte aber bleibt wegen seiner Treue am Leben... Es ist keine Täuschung; wenn es sich verzögert, so warte darauf.“

Hier beginnt es aber erst recht spannend zu werden. Denn Gott wirft den Ball nicht einfach dem Menschen zurück unter dem Motto: Ihr habt die Misere selbst verursacht, ihr müsst es ausbaden... Gott ist zwar mächtig, er hat die Kraft und die Hilfe für jede Not, aber er handelt in der Welt nie allein, ohne dass wir Menschen beteiligt wären und mitmachen müssten. Er braucht uns „unnütze Knechte“.

Gott hat also in einer langen Geschichte mit Abraham, Isaak, Jakob, Mose und vielen anderen seinen Willen Israel bekannt gemacht und ein ganzes Volk gefunden, mit dem er den Dialog von Auge zu Auge, von Du zu Du praktizieren konnte. Aber dabei tauchte eine weitere Schwierigkeit auf, die Gott anpacken musste: Sein Volk der Juden und später auch der Christen wollte diese Beziehung, diesen Dialog und seine Konsequenzen oft nicht so richtig, sie sind zu schwach, es kommt ihnen alles zu kompliziert, zu anstrengend oder zu einfach vor. Deswegen klingt die Bitte der Jünger im Evangelium berechtigt und sympathisch: „Mehre unseren Glauben!“

Die Jünger sind allesamt Juden und in die Schule Israels gegangen. Sie fragen deshalb nicht, warum die Welt nicht besser ist, und wo Gott bleibt, sondern bitten darum, dass ihr Glaube gestärkt werde, damit sie besser verstehen und aus dem Glauben wirken können. Jesus scheint aber von der Bitte weniger gerührt als irritiert zu sein: Denn beim Glauben komme es nicht auf die Größe an, sondern ob es ihn überhaupt gebe, so seine Antwort. Oder steht am Ende hinter der Bitte die Vorstellung, mehr Glaube würde größere Wunder bewirken, noch intensiver übernatürliche Kräfte mobilisieren und die Mühsal der Umkehr reduzieren.

Der erste Spruch in der Antwort Jesu vom Maulbeerbaum ist noch missverständlich, als könnte der Glaube der Materie befehlen wie ein Herr dem Sklaven. Durch das zweite Gleichnis erklärt er aber, wie es gemeint ist: Glaube heißt nicht, dass wir befehlen können und die Dinge uns gehorchen. Vielmehr ist Glauben, dass Gott *uns* befehlen kann und wir ihm gehorchen; dass wir in unserer Rolle als Gottes Diener zuhause und glücklich sind. Jesus dreht unseren Blick: Uns beschäftigt gewöhnlich, dass die Dinge nicht so sind, wie sie nach unserer Vorstellung sein sollten. Jesus möchte, dass ich mich damit beschäftige, dass ich so werde, wie Gottes Vorstellung über mich ist.

Wir sind laut diesem Gleichnis unnütze Knechte – aber wir sind Knechte von Gott, vom ewigen Du der Liebe, der Güte und der Wahrheit. Dann brauchen wir nicht in Aktivitäten auszubrechen, es gilt die Priorität des Empfangens; es reicht die positive Passivität des Sklaven, der auf die Anweisung des Herrn wartet, sein Eigentum pflegt, sich über die Werke und die Größe des Herrn freut und in seinem Glanz lebt.

Das gilt heute ganz besonders, wenn wir Erntedank feiern. Die Welt ist Gottes Schöpfung, sie lebt und bringt Früchte. Es gibt immer noch die Suche nach Wahrheit, nach Frieden, nach Gerechtigkeit, auch wenn die Lösungen nicht immer schnell und umfassend sind. Auch wenn Habakuk bis heute recht hat: Gewalt und Misshandlung, Zwietracht und Streit haben nicht aufgehört.

Aber wir können Gott für das Senfkorn Glauben danken, das in der Welt immer noch da ist, und wir können Gott danken, dass wir seine unnützen Knechte sein dürfen und keinen dunklen Mächten dienen müssen. Und wir dürfen ihn bitten, dass er uns die Kraft gibt, unsere Schuldigkeit zu tun. Und wir dürfen darauf setzen, dass seine Verheißung auf lange Sicht stimmt: „Das Böse schwindet dahin, die Gerechten aber bleiben am Leben für immer.“